

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 4 (1914)
Heft: 28

Artikel: Der Vater [Schluss]
Autor: Reinhart, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637844>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 28 — 1914

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 11. Juli

Zwei Gedichte von W. Dietiker.

Sommer.

In meinem Garten zittert
Die heiße Sommerluft.
Weitum die tiefste Stille,
Kaum daß ein Vogel ruft.

Die dunklen Rosen schlafen,
Der Baum in Schlaf auch fällt;
Im Traum er noch die Früchte
Dem Licht entgegenhält.

Er litt des Winters Kröfte,
Hielt Frühlingstürmen stand;
Nun pflegt er facht die Früchte,
Die er durch Kämpfe fand.

So freut auch meine Seele
Sich dessen, was ihr reift,

Daß, kommt der Herbst gezogen,
Er nicht ins Leere greift.

Wandertag.

Sonnenglut in allen Fenstern,
Tauben flattern aus dem Schlag;
Morgen ist es, und zum Wandern
Gab mir Gott den schönen Tag.

Um die Schultern häng' ich fröhlich
Wanderjack und Saitenspiel —
In dem Ränzlein trag' ich wenig,
Aber Lieder weiß ich viel.

□ □ Der Vater. □ □

Ein Bauernbild von Josef Reinhart.

(Schluß.)

Als die Sonne durch den Herbstmorgenduft hereinbrach und rings die Bäume mit Goldschein überspann, hielt der Eichhofer an, atmete einmal und zweimal auf wie ein eifriger Bergsteiger, der die schwierigste Stelle überschritten.

Jetzt ging sein Weg von der Straße ab durch einen Tannenwald, der seinem Gute vorgelagert war. Er hätte durch die Straße seinen Hof erreichen können, aber er wollte nicht in seinem Haus einkehren, die sollten ihn nicht gewahren, die Arbeit ließen sie liegen, wenn sie ihn kommen lähen; Freude, Erstaunen, Schreck, was wußte er! Aber von der Höhe, von der Wettereiche aus, die über den Hof hinschaute, wie ein Wahrzeichen und Wächter, von dort aus wollt' er nochmals seine Heimat sehn und schauen.

Jetzt, als er durch den Wald schritt, auf fast ebenem Saldenweg, als er das frühe Laub unter den Füßen rascheln hörte, da ward sein Schritt langsamer und schwerer, wie einem, der ihn sein Gewissen schaut, eh er vor die Liebste tritt. Und halblaut warf er Worte hin, und seinen Stock nahm er höher, wie wenn er durch eine Kirche ginge, den Hut hatte er abgenommen und trug ihn in der Hand. Ein-

mal hielt er an und schaute vor sich, wie wenn er einer alten Schuld nachrechnete, die er nicht entrichtete.

Aber sein Sinnen dauerte nicht mehr lange, ein lauter Vogel auf einem Ast rief ihn wach aus Reu- und Leidgedanken, und ein langer Streifen, den die Sonne wie einen gelben Spieß weit in die Dunkelheit der Stämme streckte, blendete seine Augen. Ferne Stimmen tönten durch die blaue flimmernde Luft, die da draußen jeden Baum und Strauch mit einem farbigen Hauche überzog.

Mit überbuschten Brauen trat der Bauer in die Lichtung zur Eiche hinaus, geblendet von dem sonnensatten Mittagsglanze, der auf Matten und Bäumen und am Himmel lag.

Er mußte seine Augen mit der Hand beschatten, als ob sie in der Enge des Ahyls schon lichtscheu geworden, als er all die Fülle von Licht und Reichtum vor sich zu seinen Füßen hatte.

Das Haus lag halbversteckt in den Bäumen; ein Teil des grauen, jetzt bläulich aus den Nesten schimmernden Schindeldaches war zu sehen und ein Anbau, der die immer wachsende Erntewucht aufnehmen mußte.

Aus dem Kamin des Hauses stieg ein kleiner Rauch empor, und die Hühner gaderten eilig über den Hof, als ob ihnen der Tag zu kurz geworden; sonst war Ruhe über dem Hof, die Bäume standen mit unbeweglich hingehaltenen Zweigen und Blättern, recht, als ob sie die warme Hand der Sonne spürten und mit angehaltenem Atem die Süße der Stunde saugen möchten. Die Wiesen lagen noch im reichsten Grün am Hügel, als ob sie noch weiß wie lange so bleiben wollten, und weiter unten, wo der Bach aufblühte, streckte sich ein Acker, aus dem der junge Roggen trieb, wie weitgespanntes rotes Sammettuch.

Keine Hand regte sich zur Stunde auf dem Feld und Acker; aber der Pflug stand in der Furche, die Hacke stand daneben, die Säcke lagen halbgefüllt in Reihen, die Körbe eingeschlagen, am hohen Baum lehnte die Leiter, und der leere Sack hing an einer Sprosse.

Es war gerade die hohe satte Stunde des Mittags, da Mensch und Tier das Dach des Hauses oder Baumes suchten, um zu ruhen.

Ueber allem wölbte sich der Himmel mit seinem weichen Blau, das die Herbstpracht der Erde umwob und umspielte, wie eine leise Musik die Melodie eines mächtigen Liedes.

Eine Zeitlang war der Bauer vor dem Walde stehen geblieben, mit der Hand die Augen beschattend; starr blieben seine Züge, wie die eines Meisters, der die Arbeit eines Gefellen betrachtet; dann nahm er die Hand herab, ging nach der Eiche, die, aus dem Bereich des Waldes vortretend, all den Reichtum des Hofes beherrschte.

Das war der Stamm, grau und knorrig, der Bauer lehnte den Rücken daran, wie an eine sichere Wand, und als er so saß, schien der Bauer mit den grobgewachsenen Formen seines Leibes und in der grauen Farbe seiner wollenen Kleider fast mit dem knorrigen Stamm und der rauhen Rinde des Baumes verwachsen; auch das Haar und das verwetterte graue Gesicht stimmten in der Farbe überein mit dem Stamme.

Dort saß der Bauer und schaute mit halboffenen Augen in das Land hinaus, den Kopf ein wenig vorgebeugt, wie in einem Buche lesend, ab und zu hob er ihn ein wenig, wie wenn er einer Melodie horchte, die ihn leis von irgendwo umspielte.

Aber nach und nach beugte sich das Haupt vornüber, stützte sich auf die breiten Hände, die den Stock umfaßten.

So in der Mittagssonne hätte man glauben können, der Bauer wäre von Feld und Pflug seitab gegangen, um den Mittagschlaf zu machen, aber er hatte den Wanderstock in den Händen, und der deutete auf etwas andres hin.

Die Sonne schien ein wenig anzuhalten in der Höhe über dem Hof und Eichbaum, denn der Schatten hatte sich wenig verändert, als der Bauer den Kopf erwachend hob.

Stimmen hatten ihn geweckt, ein Hin und Her, Karstschlag und frohe Rufe.

Er machte die Augen auf, da sah er das neuerwachte Leben des Hofes, das sich an die Arbeit machte.

Die Pferde wurden angespannt. Der Bauer richtete den Pflug, rief Hü und Gott, ging hintendrein, bald auf die Furche, bald auf den Zug der Pferde achtend, dazwischen einen ruhig bestimmten Befehl hinwerfend.

Furche um Furche legte sich, schwärzlich weich zerbröckelte der Grund, wenn er gewendet ward, leicht hoben sich die Hacken der Leute, die dem Pflüger folgten. Lachen begleitete die Arbeit, und einmal blieb der junge Bauer stehen, schaute hin, als ihm des Lachens zu viel schien, da rührten sich die Hacken flinker.

Eine Weile folgte der junge Bauer dem Pflug, blieb dann außerhalb der Furche stehen, rief einen Knecht herbei, der an seiner Statt den Pflug nun weiterlenken sollte. Als er am Kartoffelacker vorüberschritt, gab er eine Anweisung: „Tief graben dann, he!“ sagte er.

Aber unter Lachen gab ihm die Frau Antwort: „Wir graben alles aus, sogar noch Steine“.

Ohne länger sich aufzuhalten rief er dem Söhnlein, das rasch sich an die Hand ihm hängte und mit ihm ging, dem Baume zu, wo der Bauer den Sack umwarf, die Leiter bestieg und die Äpfel pflückte, während das Söhnlein herabgefallene an ein Häufchen tat, bald darauf mit einem dünnen Ast einen Keller grub und den gesammelten Vorrat dort aufschüttete, alles mit einem Balkenwerk von Zweigen überbrückte und das hölzerne Dach mit roten Blättern als wie mit Ziegelsteinen überdeckte.

Der Vater kam herab mit vollem Sack, nickte dem Söhnlein, das ihm seinen gesammelten und gesicherten Vorrat zeigte, freundlich zu.

Einmal ging der Bauer mit den vollen Körben heim, worauf das Klappern der Mühle, die bislang der Bach getrieben, verstummte, dafür tönten, zuerst vereinzelt, dann lauter und lebendiger, die Weideglocken aus dem Stall. Ungebuldiges Schellen, drängendes Mühen und Blöken folgte, und unter dem Jauchzen des Söhnleins sprangen nun die Kühe aus dem Stalle, mit Geißelnallen, Rufen und Jodeln trieb der Hüterbub die frohe, farbige Herde der sattgrünen Halbe zu.

Unbeachtet und unbeweglich wie der Eichbaum, der ihn bedeckte, saß der Alte an seinem Stamm und blickte mit wachgewordenen Augen hinaus. Und wie wenn von Feld und Acker, von Baum und Boden herauf unsichtbare Quellen drängen, die ihn erfrischten, belebte sich sein Angesicht und öffnete und weitete sich das Auge.

So blieb er stundenlang; was ihn heut früh noch an die Hinfälligkeit seines Lebens erinnert, Schmerz und Müdigkeit, war himmelfern gewichen, der Druck vom Herzen, der monatelang auf ihm gelastet, war vergangen, der Atem, der wie aus engen Röhren sonst gekommen, ging leicht und frei, als ob die Luft um ihn weiter geworden wäre.

Einmal nur, als die Leute zum Abendbrot an die Ackergränze kamen, und sich auf den Boden setzten, schlossen sich seine Lippen wieder, als ob eine Frage auf Antwort spannte. Die Bäuerin schenkte ein, reichte Brot und Käse herum. Der junge Bauer mahnte zum Zugreifen, hob selber neue Stücke mit dem Messer, und reichte sie hin, wenn eine Hand war leer geworden.

Der Alte schaute mit wachen Augen, stärker vorgebeugt, nach der Wespergemeinde hinunter, bis der junge Bauer, nachdem er nochmals das Brot herumgeboten, mit raschem Sprung und arbeitsfrisch sich auf die Füße stellte, worauf die andern dem Meister folgten, wie von einem Draht emporgeschnell.

Das war auch das Zeichen für den Vater, das die Spannung auf seinem Gesichte löste. Wie nach einer leichten Frage, die ihre Antwort gefunden, lehnte er sich an den Baum, atmete tief und voll die warme Sonnenluft, der Stod fiel langsam auf den Boden, die Hände hatten sich gelöst und lagen in einander auf dem Schoß.

Spät war der Feierabend auf dem Eichhof gekommen. Meisterin und Knecht und Magd wollten den Acker fertig zwingen, ehe sie heimkehrten, und an diesem satten, sonnenreichen Tage schien auch die Herde die Nähe des dunkeln Stalles zu meiden. Weit außen, an der Grenze des Hofes weidete sie, und der Bauer mußte selber hinausgehen und zum Heimtreiben sehen.

Ein Stück hatte sich im jungen Klee zu satt gefressen, und als man heimkam, war es aufgetrieben. Bauer und Bäuerin, Knecht und Magd hatten alle Hände voll zu tun, bis die Gefahr vorbeigegangen. Aufatmend und von der glücklich geretteten Kuh redend, durch allerhand neugierige Fragen des Söhnleins unterbrochen, kamen sie miteinander in den Hausgang.

Die Tür stand offen.

Die junge Frau tat einen Blick in die Stube nach der Wanduhr.

Da fuhr sie fast zurück: in der Ecke oben am Tisch saß eine dunkle Gestalt, vornübergebeugt.

Die Junge blieb, die Klinke in der Hand, auf der Schwelle stehen.

„Was siehst?“ fragte der Bauer, ihr über die Schulter blickend: „Eh, der Vater“, sagte die Frau, mit leiser, aus Furcht und Freude gemischter Stimme.

Beide traten nebeneinander hinein.

Oben am Tisch, wo bis vor wenigen Wochen sein Platz gewesen, saß der Vater, den Kopf über den Armen auf ein großes, offenes Buch gebeugt, wie wenn er beim Lesen in der Dämmerung entschlummert wäre.

Und er war eingeschlafen über der alten Bibel, die auch in seiner Abwesenheit noch wie vor und eh in der Ecke auf dem Sims gelegen.

Mit Mühe weckte sie ihn auf. Fast unwillig hob er den Kopf, wie wenn er ungerne aus einem Schlaf gestört würde. Verwunderung und fragende Freude malte sich auf den Gesichtern, aber als das Büchlein zwischen den Gestalten der Eltern hervortrat, ging ein lautes Fragen an: „Großvater, bist wieder heim? willst wieder dableiben?“

„Ja,“ sagte er, „bin wieder daheim“ und legte ihm fast in Verlegenheit die Hand auf die Achsel.

Die junge Frau hatte eine Frage auf der Zunge: „Was ist, Vater, daß Ihr heimkommt?“ Aber ihr Mann wandte den Kopf nach ihr:

„Du, mach dem Vater etwas Warmes, er ist weit, der Weg!“

Der Vater winkte mit der Hand:

„Mach dir nicht Mühe! Aber ein Glas Most, vom heurigen, bringt mir!“

Die Frau ging kopfschüttelnd und doch froh hinaus, das Gewünschte zu holen, während der Sohne einen Stuhl hervorzog und sich ein wenig zum Vater setzte.

„So, Ihr seid daheim?“ wollte er fragen. Aber der Vater schob das heilige Buch etwas zur Seite, zog das Kind näher an sich, wie in einer aufsteigenden Rührung.



Naturalprämie für das Landesausstellungs-Schiessen 1914 in Bern: Silberne Herrenuhr (Longines).

Dann fragte er, als ob er einer weichen Regung Meister werden möchte:

„Eh, ist fertig draußen? Im Stall?“

Unterdessen war die junge Frau hereingekommen.

„Schenk dem Vater ein, da ist Brot!“

„Er ist gut heuer“, sagte der Sohn, während der goldene Saft in die Gläser floß.

„Gesundheit!“ sagte der Vater und fuhr fast zitternd nach dem Glase, kostete das Getränk, setzte es langsam, wie andächtig nieder, und lehnte sich zurück.

Eine Weile blieb es still in der Stube, man hörte nichts als das trockene Ticken der Wanduhr.

Dann, nachdem er sich eine Weile an die Wand gelehnt, richtete sich der Vater wieder auf:

„Hast noch im Stall zu tun, du! Und du! mußt nicht warten! Das Volk will essen!“

Die Beiden hatten dagestanden, sie wußten nicht, was sagen, der Vater schien ihnen fast wie ein Fremder mit seinem hagern Gesicht in der dämmernden Stube. Sie gingen aufatmend wie unter dem Druck einer dunkeln Wolke hinaus, und auch das Söhnlein hingte sich der Mutter an das Kleid.

„So wartet Vater, es ist bald gekocht,“ sagte sie im Hinausgehen.

„Ich will noch schauen, — trinkt! — Ihr!“ warf der Sohn zurück, und es tönte aus seinem Wort noch etwas anderes.

„Ja“, sagte der Vater, trank aus seinem Glas und räusperte sich: „Ist eine Gottesgab! Geschändet ihn nicht!“

Dann war er wieder allein.

Als die Frau in die Stube kam, um Licht zu machen und den Tisch zu decken, war der Vater nicht mehr an seinem Platz. Sein Hut hing an der Ofenstange, und die Schuhe standen nebeneinander unter der Bank. Die Frau trat mit der Lampe in die Kammer und warf einen Blick nach des

Vaters Bett, das seit Wochen unberührt geblieben war. Mit angetanem Rocke, unbedeckt, so lag er auf dem Bett, lang ausgestreckt. Eine Weile lauschte sie und hielt den Atem an: Da hörte sie leise Züge und ging wieder hinaus, von Zeit zu Zeit aufhorchend, wie wenn sie auf leise Tritte oder Worte hörte, die in der Nebentube gingen.

Der Mann kam herein, die Frau ging ihm mit gedämpftem Tritt entgegen und deutete nach der Kammer:

„Du, er schläft. Er ruht nicht wohl, so in den Kleidern; wenn er wach wird —“.

„Laß ihn schlafen, plag ihn nicht!“ wehrte der Mann ihr ab. „Er ist halt müde!“

„Ja, — er ist halt müd!“ und sie trug die Suppe auf den Tisch.

Die Leute kamen herein. Man saß um den Tisch. Lachend und mit Scherzen griffen Knechte und Mägde zu. Aber als sie des Meisters und der Meisterin stilles, verhaltenes Wesen bemerkten, hielten sie auch zurück, aßen schweigend ihre Suppe und gingen bald wieder hinaus.

Als der Meister und die Meisterin allein waren, und das Büblein in seinem Bettchen neben des Großvaters Lager schlief, saßen die jungen Eltern noch eine Weile beisammen am Tische, tauschten leise kurze Worte. Die Frau ging ab und zu hinüber, wartete, ob der Vater erwachen

wollte, aber die Augen blieben geschlossen. Dann redete sie wieder von seinem Kommen, und eines blickte das andere von der Seite an. Wie von ungefähr fiel der Blick der Bäuerin auf das offene Buch. Sie zog es herbei und las mit langsam bewegten Lippen leis darin, während der Mann schweigend nach ihr hinüberschaute.

Später als sonst gingen sie zur Ruhe, ließen aber das Licht in der Stube brennen, als ob noch jemand kommen könnte.

Der Vater war nicht mehr erwacht, angezogen wie er vom Tag hereingekommen, lag er auf seinem Lager.

In der Nacht war seine Seele fortgegangen, leise, wie um niemanden im Schlaf zu stören. Und am Morgen lag er angekleidet da zum letzten Gang.

Ruhig lag er da, es war ein Zug in seinem Gesicht, nicht Freude, aber auch nicht Schmerz, nicht Lust noch Weh, nicht Hoffnung noch Enttäuschung; aber etwas wie der Abglanz eines verglimmenden Lichtes lag noch darauf. Und ein Satz stand zu lesen in diesen Zügen, den er in seinem Leben doch stets für sich behalten hatte:

„Die Welt war mir ein rechtes Ding und auch der Tod ist mir kein unvernünftiger Gast!“ —

— Ende. —

Landesausstellungs-Schießen in Bern

18. — 27. Juli 1914.

Bei den vielerlei Veranstaltungen, die anlässlich der schweizerischen Landesausstellung in Bern abgehalten werden, wollen auch die Berner Schützen nicht zurückbleiben. Sie haben beschlossen, vom 18. bis 27. Juli ein Ausstellungs-schießen abzuhalten, auf Grund einer Mansumme von Fr. 150,000. Das Schießen soll nicht als ein Fest durchgeführt werden, sondern es soll einen friedlichen Wettkampf darstellen, ohne Kränze, ohne Becher und offizielle Bankette und ohne Ehrengaben-sammlung. Der günstig gestellte Schießplan wird ohne Zweifel jeden Schützen befriedigen. Die Hauptstücke können einzeln gelöst werden und unterliegen keinem Bankettkartenzwang. Auf allen Scheiben ist der Zehnminutenbetrieb vorgesehen. Mit Ordonnanzwaffen darf in allen drei Stellungen, mit Privatwaffen nur stehend und kniend geschossen werden. Privatwaffen mit neuer Munition sind nicht zugelassen. Als Veteranen gelten alle vor 1855 geborenen Schützen. Sie genießen dieselben Vergünstigungen, wie Schützen mit dem Ordonnanzgewehr.

Die Vorarbeiten zum Ausstellungs-schießen sind ihrem Abschlusse nahe. Bereits hat schon ein Probesschießen zur Instruktion des Personals bei starker Beteiligung seitens der Berner Schützen stattgefunden. Dieser Tage werden nun auch die Naturalgaben zur Ausstellung gelangen, mit welchen die Schützen von Nah und Fern bedacht werden sollen. Alle Naturalgaben, wie auch schon Plakat, Schießplan, Festkarte und Ehrenmeldungs-karte, sind auf Heimatschutz und Landesausstellung abgestimmt und werden den Schützen bleibende Andenken an das große nationale Werk bedeuten. Ein freundlicher, härtiger Zeiger, mit dem Heimatschutzdörfli der Ausstellung im Hintergrund, hat Hr. Kunstmaler Paul Wyß für Plakat und Festkarte zum Vorwurf genommen. Ein Scharfschütze der 60er Jahre zielt die Ehrenmeldungs-karte. Eine kräftige Landsknecht-Gestalt mit Zweihänder und Fahne, mit dem Dörfli als Hintergrund, nach dem Entwurf von Hans Frei in Basel, zielt Medaille (Fr. 6. —), Brosche



Naturalprämie für das Landesausstellungs-Schießen 1914 in Bern: Heimberger Platte mit „Ryffli-Schütz“